

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1931)
Heft: 1

Artikel: D.H. Lawrence
Autor: Schoenberger, Franz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-853328>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

D. H. Lawrence

von Franz Schoenberger

Die Behauptung, Genie sei Charakter, kann leicht in kleinbürgerlich-moralischem Sinne gedeutet werden. Aber natürlich handelt es sich in solchem Zusammenhange nicht etwa um den « guten Charakter » oder auch nur um das, was man « charaktervoll » nennt, sondern vielmehr darum, daß eine geniale Begabung allein denkbar ist als Ausdruck und Funktion einer ganz einmaligen, einzigartig ausgeprägten Individualität, einer besonders reichen und starken Menschlichkeit, wobei auch dieses Wort wiederum ohne jeden sentimentalsten Beigeschmack, ohne jeden Anklang an den von Rousseau erfundenen Aberglauben « der Mensch ist gut » verstanden sein will. Es gibt kein großes Werk, hinter dem nicht ein großer Mensch – natürlich durchaus nicht notwendig ein « guter » Mensch – stünde.

Daß der englische Dichter David Herbert Lawrence, der uns, d. h. allen um geistige Dinge bemühten Menschen unserer Zeit, am 2. März 1930 im Alter von 43 Jahren durch einen unbegreiflich vorzeitigen Tod entrissen wurde, den echten Stempel eines Genies trug, das wagen sogar in seiner pruden Heimat noch die heftigsten Gegner seiner Kunst nicht zu bestreiten. Und ein derartiger Versuch selbst wäre zur Lächerlichkeit verurteilt, angesichts eines auf kaum zwei Jahrzehnte zusammengedrängten Werkes von solchem inneren und äußeren Ausmaß. In Deutschland sind bisher nur einige der wichtigsten Bücher, die Romane *Der Regenbogen*, *Söhne und Liebhaber*, *Liebende Frauen*, *Der Hengst St. Mawr*, der Novellenband *Die Frau, die davonritt* (im Insel-Verlag) und der australische Roman *Jack im Busch* (in der Deutschen Verlagsanstalt) erschienen. Es ist zu hoffen, daß der Insel-Verlag bald auch die weiteren Bände folgen läßt, vor allem den von Lawrence selber als sein bestes Werk gewerteten mexikanischen Roman *The plumed serpent*.

Diese Bücher sprechen für sich selbst, und sie zu lesen, ist wichtiger als alles, was man darüber sagen könnte. Wohl aber sei es mir erlaubt, hier über den Menschen D. H. Lawrence zu sprechen, den äußeren Umriß seiner Lebensgestalt, den unvergeßlichen Eindruck seiner persönlichen Erscheinung für mich und andere wenigstens andeutungsweise zu vergegenwärtigen.

Man ist heute – entgegen der rein ästhetischen Betrachtung des l'art pour l'art – schon wieder gewohnt, hinter jedem Werk der Kunst vor allem die Gestalt des Schöpfers selbst zu suchen, nicht nur die geistige Gestalt des Künstlers, sondern eben die gesamte menschlich-künstlerische Lebensgestalt, deren geschlossene Einheit allein den letzten Wert des Werkes verbürgt. Für den Leser auch nur eines einzigen Buches von D. H. Lawrence wird sich die Vorstellung von dem Autor stets notwendig und unmittelbar mit dem Eindruck von etwas ungeheuer Starkem, Männlichem, verbinden, nicht etwa einer sogenannten «Kraftnatur», sondern vielmehr einer personifizierten Naturkraft in ungewöhnlicher Ausgewogenheit der körperlichen und seelisch-geistigen Energien. Eine Gestalt etwa wie jener junge Jack im Busch mit seiner wunderbar männlichen, entschlossenen Lebenshaltung – hat sie der Künstler nicht «sich selbst zum Bilde geschaffen»? Und auch ohne darum zu wissen, daß dieser D. H. Lawrence tatsächlich der Sohn eines einfachen Bergmanns aus Eastwood bei Nottingham war, man spürt es deutlich, wie sehr «aus der Tiefe» in jedem Sinne hier eine unverbrauchte Kraft empordrängt.

Im rein sozialen Sinne genommen, gilt es heute ohne weiteres als beste Empfehlung eines Künstlers, «von unten herauf gekommen» zu sein – eine schon bis zur «Tiefstapelei» entwickelte geistige Mode, die ebensogut durch die Ideologie des neuen Rußland mit seinem Proletariatskult wie durch die des modernen Amerika mit seiner Legende vom Stiefelputzer-Millionär bestimmt sein mag. Aber etwas Wahres ist auch an diesem wie an jedem Aberglauben. Wenn in die geistige Unverbrauchtheit einer ganzen Generationsreihe von Männern der Hand plötzlich einmal der zündende Blitz des Genius einschlägt, so ist es oft, als ob die bis dahin unbeanspruchte, lange aufgesparte geistige Kraft vieler Geschlechter sich auf einmal mit wahrhaft elementarer Gewalt eruptiv entlüde. Man versteht, daß ein grade im wohlgepflegten Bezirk der englischen Literatur so seltenes Ereignis im Fall D. H. Lawrence auf Kritik und Publikum zunächst fast wie eine unbegreifliche Naturkatastrophe, etwa wie ein Vulkanausbruch mitten im Hyde-Park wirken mußte.

Alles was wir von dem persönlichen Leben dieses Künstlers wissen, und was er selber, kaum verhüllt, in seinen Büchern von sich bezeugt, scheint diesen Eindruck ungewöhnlicher, fast dämonischer Kräfte zu bestätigen. In seinem großen Roman *Söhne und Liebhaber* hat er selber sein Herauswachsen aus dem düster engen Proletariermilieu des Vater-

hauses beschrieben, in dem nur die Mutter, bürgerlichen Schichten entstammend, ein seltsam isoliertes Element kultureller Verfeinerung verkörperte. Wir kennen seinen mühsamen Weg über höhere Schule und Universität bis zum Lehreramte in London, das der Sechszwanzigjährige nach kaum drei Jahren, bald nach Erscheinen seines ersten Buches, hinwirft, um in völliger Freiheit – einer Art Vogelfreiheit zunächst – sich selbst und das heißt seiner Kunst zu leben, getrieben von dem Geist jener unerbittlichen Wahrhaftigkeit, jener voraussetzungslosen, fast grausamen Aufrichtigkeit, die sein menschliches und künstlerisches Tun bis ins letzte und bis zu seiner letzten Stunde bestimmt. Es folgt ein unstätes Wanderleben in Deutschland und Italien, an der Seite einer Frau, die, aus deutsch-aristokratischer Offiziersfamilie stammend, die kriegerischen Tugenden ihrer Vorfahren zu geistigem Mut gewandelt hat. Der Krieg, dessen tiefe innere Verlogenheit ihn mehr als jedes andere Schrecknis anwidert, zwingt zu einer Art jahrelangen Exils inmitten seines Vaterlandes. Noch zehn Jahre später bebt seine Stimme vor Entrüstung, wenn er der plumpen und dummen Eingriffe in seine persönliche Freiheit gedenkt, denen die Spionageangst englischer Behörden ihn aussetzt. Dann nach Kriegsschluß wieder zunächst ein Winter in Sizilien, als Auftakt für eine jahrelange Reise um die Welt, nicht etwa im Stil des Globetrotters, obwohl der inzwischen unwiderstehlich gewachsene Erfolg auch dies erlaubt hätte, sondern stets im engsten Kontakt, ja im Kampf, Brust an Brust mit der lebendigsten Wirklichkeit fremder Erdteile und primitiver Kulturen. Er lebt als Siedler in Australien, und später baut er auf seiner Ranch im Hochland von Neu-Mexiko mit eigener Hand Wasserleitungen, umzäunt den Viehkral, melkt die Kühe, verrichtet jede härteste Arbeit, mit der gleichen Selbstverständlichkeit, der gleichen Hingabe, mit der er die Feder führt – oder auch den Pinsel. Denn während in London eine vierzehnbändige Ausgabe seiner Romane und Novellen erscheint, eröffnet man dort gleichzeitig eine Ausstellung seiner Bilder – mit dem Erfolg übrigens, sofort den Einspruch der Londoner Polizei hervorzurufen, die noch im letzten Jahr seines Lebens ihr Interesse für seine Manuskriptsendungen durch Beschlagnahmen bewiesen hat.

Die widerwillig zugestandene, erzwungene Anerkennung seiner genialen Begabung schützt ihn nicht vor dem Vorwurf der Pornographie, den selbst eine literarische Zeitschrift vom Range des *London Mercury* noch in dem Nekrolog von Robert Tunstill ausdrücklich zurückweisen zu müssen glaubt. Freilich hat kaum ein zweiter Künstler mit gleicher

Schonungslosigkeit und unbarmherziger Deutlichkeit die tiefe Problematik menschlicher Wechselbeziehungen, die unheimliche innere Verflochtenheit von Liebe und Haß, Freundschaft und Feindseligkeit im unterirdischen, unbewußten Kampf der Geschlechter und der Generationen aufgezeigt. Er handhabt das von Freud gefundene Rüstzeug moderner Seelenkunde mit derselben zähen und bohrenden Energie wie seine Vorfahren die Spitzhacke des Bergmanns. Auch er arbeitet «unter Tag», in den verborgensten Schächten menschlichen Bewußtseins. Er sprengt rücksichtslos das härteste Gestein überkommener Begriffe und Vorurteile – nur um zu jenem innersten Kern der Wirklichkeit vorzudringen, wo die geheimen Kräfte der Natur im Menschen sich gleichermaßen wirksam offenbaren wie in Tier und Pflanze und Stein. Was die Prüderie angelsächsischer Moral als «sexuelle Besessenheit» empfand, war nichts als der Ausdruck eines unerhört hochgespannten Lebensgefühls von stärkster sittlicher Kraft, das die Ungebrochenheit des geschlechtlichen Triebes als einzige noch naturverknüpfte Wirklichkeit inmitten einer intellektuell erstarrten, mechanisierten Welt erkannte und bejahte.

Wenn man nach alledem vielleicht die Erscheinung eines wenn auch vergeistigten Kraftmenschen von ungeheurer physischer Vitalität sich vorstellen mochte, so wirkte der persönliche Eindruck doppelt erschütternd, der Eindruck seiner letzten Jahre: ein hochgewachsener, schmaler, von der Bergmannskrankheit, der Tuberkulose, gebeugter Körper, mit hohler Brust und langen, knochigen Gliedern, für die der Anzug viel zu weit erschien. Das Antlitz mit der breiten Stirn über eingefallenen Wangen, deren spitzes Dreieck noch durch den kurzen Kinnbart verlängert schien, trug im ganzen Gepräge etwas vom Ausdruck eines kranken, leidenden Satyrs – eines Satyrs, meine ich, wie der alte griechische Mythos sie kennt und als halb göttliche Naturwesen aus dem Geschlecht des großen Pan verehrt.

Ein deutscher Journalist hat einmal in gut gemeinter Bewunderung D. H. Lawrence als den «Typus des englischen Gentleman» schildern zu sollen geglaubt. Aber D. H. Lawrence war von jedem Typus, also auch von dem des Gentleman, himmelweit entfernt; er wirkte so sehr als ein völlig einmaliges Phänomen, eine unwiederholbare, unvergleichbare Einzelercheinung, daß man ihn sogar nicht einmal mit dem allgemeinen Begriff des Engländer in Verbindung zu bringen vermochte. Man hätte dann schon auf eine sagenhaft heidnische Vorzeit Englands zurückgreifen müssen, da die keltische Urbevölkerung in den undurch-

dringlichen Wäldern Britanniens hauste, und vielleicht noch bocksfüßige, bocksbärtige Tiergötter mit spitzen Ohren und krummem Gehörn sich unbefangen und überlegen in das dumpfe menschliche Treiben mischten. Während man ihm gegenüber am Teetisch saß, und seine hohe, dünne Stimme mit merkwürdig sanftem, leisem Tonfall ein wenig mühsam die ungewohnten deutschen Worte formte, verlor man nie das Gefühl, daß diese Erscheinung jeden Augenblick sich zurückflüchten könne in jene Urwelt, die seine eigentliche Heimat schien. Der seltsam faszinierende Blick seiner tiefliegenden Augen unter den starken Brauen hervor hatte stets etwas von jener forschenden Neugier, jener mitunter belustigten Fremdheit und Befremdetheit, mit der ein Tier der Wildnis oder ein Gott, frei von allen inneren oder äußeren Bindungen, das Tun und Treiben moderner Gegenwartsmenschen betrachteten würde.

Man verstand es so gut, wenn er davon erzählte, wie in Neu-Mexiko mitunter die Pferde, des Nachts seine Nähe suchend, sich so stürmisch gegen die Wand der Hütte zu drängen pflegten, daß alles einzustürzen drohte, und er hinaustretend sie beruhigen mußte. Er war im Wesen des Tieres und dem des Naturmenschen unendlich viel verwandter zuhause als irgendwo sonst. Man spürt das schon in seinen kleinen Erzählungen von dem Karnickel Adolf oder dem Hund Rixi oder gar in der herrlichen Novelle *Der Fuchs*, wo tierisches und menschliches Sein sich so unheimlich lebendig durchdringen; man spürt es, wenn er die Sprünge eines Hengstes auf der Koppel oder ein kämpfendes Känguruh oder irgendeinen Kulttanz australischer Eingeborener beschreibt. Und wenn er in der Erzählung *Die Frau, die davonritt* die uralten feierlichen Riten eines versprengten Aztekenstammes inmitten der starren Wildheit des mexikanischen Hochlandes schildert, so vermag er die erhabene Unmenschlichkeit, die barbarische Ekstase und mystische Grausamkeit einer halb verschollenen Naturreligion zu so erschütternder Nähe und Wirklichkeit heraufzubeschwören, als wäre der Dichter selbst einer jener indianischen Priester, die in fremder Entrücktheit am Rande einer Eishöhle, beim ersten Schimmer der Morgensonne, das naturversöhnende Menschenopfer mit ihrem Steinmesser vollziehen.

Er selber war ein Stück Natur, und alles menschliche Schicksal war für ihn eingeordnet in die gleiche große Gesetzlichkeit wie Ebbe und Flut, Donner und Blitz, Auf- und Niedergang der Gestirne, wie der ganze große, ewige Kreislauf kosmischer Kräfte. Das gab seinem Wesen wie seinem Schaffen den Ausdruck eines ungeheuren sittlichen Ernstes

von fast wieder puritanisch anmutender Würde und Strenge. Er, der mit einer unerhörten Kühnheit die Dinge des Geschlechts und alles Triebhafte darzustellen wagte, und dafür bis zuletzt sich leidenschaftlich gegen den Vorwurf der Obszönität wehren mußte, er konnte vor der leichten Frivolität eines erotisch gefärbten Witzes in irgendeiner mondänen Zeitschrift geradezu erschreckt sein, «thoroughly frightened», wie es in einem Brief von ihm heisst. «... the curious sexual cynism is a bit alarming», schreibt er, der angebliche Pornograph, in diesem Zusammenhang, «because it's just, how the world is. But whatever will be the end of it, if there is nothing to counterbalance it?» – Er kannte und anerkannte nur die mächtige, bald heitere, bald grausame Unschuld der Natur in ihrem schöpferischen oder zerstörenden Spiel. Er war innerlich zu ungebrochen, zu unberührt von all den Unsicherheiten moderner Zivilisation, um das Bedürfnis nach Lösung einer Unstimmigkeit durch das Medium des Witzes ganz begreifen zu können. Er war einer der freiesten Menschen. Und immer bereit, für seine Freiheit mit seinem ganzen Dasein einzustehen.

Es schien undenkbar, ihn krank und verloren zu wissen, es war als müßte er auch den Tod überwinden, selbst wenn kein Arzt mehr irgendeine Hoffnung sah. Ich sehe ihn noch vor mir, wie ich ihn zuletzt, zwei Jahre vor seinem Tode, sah. Krank, leidend, zerstört, und doch erfüllt von einer ungeheuren Seelenkraft, die über jedes menschliche Begreifen ein Unzerstörbares zu verbürgen schien.

Vielleicht hat er nur «eingewilligt zu sterben», wie es bei Goethe heisst, weil er endlich wieder sich völlig aufgenommen zu fühlen wünschte in jene große ewige Einheit der Natur, wo auch der physische Tod nicht Ende und Auflösung, sondern nur eine neue Form unerschöpflicher Wandlungen bedeutet.